

# Gender-Konstruktionen

VORTRAG AM 6. MAI 2008 IN GÖTTINGEN

Michael B. Buchholz, Franziska Lamott und Kathrin Mörtl

## VORBEMERKUNG

Debatten über „masculinity“ oder „feminity“ erheben sich bald in abstrakte Höhen, sprachphilosophische Fallstricke werden ausgelegt und von den Kontrahenten ebenso analysiert wie die kulturelle Relativität. Alles was Rang und Namen hat in den Disziplinen wird eingebracht. Auch wenn Frauen sich beteiligten, bleibt der Hinweis nicht aus, dass wieder einmal Männer das große Wort führen, woraufhin die nächsten alsbald feststellten, die Debatte wiederhole das Problem nur, statt es zu analysieren.

Wie kann man etwas analysieren, von dem man unweigerlich ein Teil ist? Man kann ein Projekt machen, die Fragestellung einengen und die Aussagen auf die Gruppe der untersuchten Personen begrenzen. Das will ich hier ausdrücklich tun. Die Untersuchten sind eine Gruppe von 16 inhaftierten Sexualstraftätern. Sie waren wegen sexuellen Missbrauchs von ihnen anvertrauten Jungen oder Mädchen, teils eigener Kinder, teils Stiefkinder, teils fremder Kinder, teils auch wegen Vergewaltigungen zu mehreren Jahren Haft verurteilt, und in der sozialtherapeutischen Abteilung eines Gefängnisses untergebracht, wo sie an einer Gruppentherapie teilnahmen, die zweimal wöchentlich stattfand und videographiert wurde. Mehr als 90 Bänder, teils mit mehreren Sitzungen wurden der Sektion Forensische Psychotherapie des Uni-Klinikums Ulm zur Analyse anvertraut. Nach Durchsicht der Bänder projektierten wir eine qualitative Auswertung mit Konversations-, Narrations- und Metaphernanalyse und

wählten 21 Bänder mit vollständigen Tat-Narrativen aus. Sie wurden transkribiert und dann mit Hilfe des Atlas.ti-Programms analysiert. Dabei kamen sehr viele Themen unter die analysierende Lupe, etwa die konversationelle Abwehr der Sprecher, die sich in vielfältigen Varianten als Opfer von Lolitas darstellten; wir entdeckten erhebliche soziale Scanning-Fähigkeiten der Sprecher; wir fanden einen anfänglich armen, mit therapeutischem Erfolg dann aber zunehmenden Gebrauch von Metaphern und wir konnten einen therapeutischen Verlauf beschreiben. Und wir fanden, dass die Einleitungen einer Geschichte mindestens so relevante Wendungen enthalten wie die nach dem Erzählen folgenden Reaktionen der Gruppenmitglieder. Hier wird mit metaphorischem Austausch deutlich reagiert und für die raffinierte Verwendung von Metaphern zur Verschiebung von Bedeutungen will ich hier ein Beispiel geben.

Gegen Ende einer Sitzung spricht Karl M. davon, dass ihn sein Erzählen erleichtert habe.

Karl M.: Ja, mir geht es eigentlich auch gut. Hauptsächlich weil erst einmal, weil ich von mir, also von mir jetzt wieder, rausgekommen bin. Irgendwann musste man ja mal darüber reden.

Ther. A: War das so etwas wie eine Eintrittskarte für Sie auch von der Gruppe?

Karl M.: Ja gut, eine Erleichterung auf jeden Fall auch.

Ther. A: Eine Erleichterung.

Karl M.: Das spielt auf jeden Fall auch eine große Rolle. Weil, ich habe mir das halt sonst immer reingefressen gehabt.

Ther. A: Beim Hineinfressen, was –

Karl M.: Und jetzt habe ich es halt einmal rausgelassen.

Darstellung und sich daran anschließender Austausch werden als „Erleichterung“ metaphorisiert. Das ist eine auf die Binnenperspektive des Erzählers bezogene körperliche Metapher mit dem Gegenstück vom „reinfressen“, während die Metapher von der „Eintrittskarte“ sich auf die soziale Situation der Gruppe münzt. Sie wird als nicht passend zurückgewiesen. Karl M.

bleibt bei den körperliche Vorgänge darstellenden Metaphern von „reingefressen“ und „rausgelassen“ – und es ist nicht schwer, dann in der „Erleichterung“ einen Vorgang in Analogie zur Defäkation zu sehen.

Schaut man sich so sensibilisiert seine erste Äußerung hier noch einmal an, fallen einem einige Worte auf, die als mögliche Indizes für Abwehrvorgänge gewertet werden können. Da ist das modifizierende „eigentlich“. Da ist die Wiederholung „weil ich von mir, also von mir jetzt wieder, rausgekommen bin“. Karl M. kommt aus sich raus. Er nutzt adaptiv die therapeutische Vokabel des „aus-sich-rausgehens“ und gibt ihr dennoch kaum merklich eine genau gegenteilige Bedeutung. Seine Darstellung ist nicht Befreiung, sondern Selbst-Vermeidung gewesen.

Diese Deutung wird bestätigt, als es wenige Sekunden später zu dem kleinen Austausch mit Herrn J. kommt:

(4:69)

Herr J.: Du kannst jederzeit zu mir kommen wenn du reden willst. Und, dann rede halt. Das ist kein Problem, wenn du dir dann leichter tust.—

Karl M.: Nachdem ich heute Morgen meinen Vortrag gut hinter mich gebracht habe, geht's mir gut.

Hier, in der Rede vom „hinter sich bringen“ operieren unbewusste Gleichungen, die sich als konzeptuelle Metaphern *formulieren* lassen:

DARSTELLUNG = VORTRAG

VORTRAG = ERLEICHTERUNG

ERLEICHTERUNG = DEFÄKATION (Gegenteil von „reinfressen“)

Conclusio:

DIE DARSTELLUNG = DEFÄKATION.

Wollte man diese unbewusste, hier erschlossene Kategorisierung in einer szenisch-imaginativen Form ausdrücken, könnte man sagen, dass Karl M. die Gruppensitzung zu einer „Toiletten“-Sitzung umgewandelt hat. Seine Darstellung gibt durch kontrastive Kategorisierung von „Reinfressen“ und „Rauslassen“ der „Erleichterung“ einen deutlich körperlichen Sinn, eben Ausscheidung. Die Metapher der Erleichterung verweist auf eine emotionale Ordnung des Körpers und des Verdauens mit dem Ergebnis, dass die positive Bedeutung der Erleichterung sich ins Gegenteil umwandelt. (Lakoff und Johnson 1999 sprechen von „embodied meanings“)

#### KONSTRUKTIONEN UND GLAUBWÜRDIGKEITZWEIFEL

Alle Gruppenteilnehmer verhalten sich in einer ersten Phase als epistemische Radikal-Konstruktivisten. Als ob sie glauben, dass soziale Realitäten beliebig hergestellt werden können. Sie bekennen etwa, zwar juristisch schuldig zu sein und auch moralisch gefehlt zu haben, lassen aber mehr als deutlich werden, dass nur sie selbst wüssten, wie begehrlieh kleine Mädchen sind. Während sie so sprechen, geben sie überdeutlich der Erwartung Ausdruck, dass die Gruppenzuhörer ihnen zustimmen, eben weil die gleiche Erfahrungen hätten. Interessant ist nun, dass diese Zustimmung weitgehend gegeben wird – anfänglich; es entsteht so die Konstruktion einer Gruppe von Opfern.

Dabei wird von allen in der mikroanalytischen Sozialforschung wohlbekanntesten Strategien Gebrauch gemacht. Es genügt, dass der Glaube eines Einzelnen von einer wachsenden Zahl Anderer ratifiziert wird, um aus einem Irrtum oder Wahn eine beglaubigte soziale Realität entstehen zu lassen. Aber die radikale soziale Konstruktion gelingt nicht auf Dauer. Einige von ihnen sind als Kinder selbst missbraucht und schwer misshandelt worden, und sie geraten in einen

erkennbaren Konflikt, wenn sie die Konstruktionen in der Gruppe weiter mitmachen und beglaubigen sollen, dass die Initiative etwa von den Kindern ausging. Sie beginnen in einer dritten Phase vorsichtig und dann verstärkt, Glaubwürdigkeitszweifel zu äußern. Diese richten sich

#### GEGEN DETAILS DER TATSCHILDERUNG,

Gerd R. hatte berichtet, wie er in einem „Naturfreibad“ habe pinkeln gehen müssen und sich hinter einen Busch stellte, als er bemerkte, dass Kinder ihm zugeschaut hätte. Da habe er eine Erektion bekommen und sich selbst befriedigt deshalb, weil er merkte „es geht noch“. Bei seiner Frau sei er impotent gewesen. Diese Geschichte wird nun in den nachfolgenden Kommentierungen stark bezweifelt.

(P 5: 696-707)

Ralf B.: + Ich will auf was hinaus. Wenn ich selber onaniere, da brauche ich eine gewisse Phantasie. So, wie du es selber gesagt hast ///, war es dir egal, du hast jetzt onaniert, es hat funktioniert. ohne dass du irgendwelche Phantasie gehabt hast. Du hast funktioniert wie eine Maschine. Und das ist das, was mich stört. //// Da muss ich mir was denken, eine Frau, einen Busen oder sonst was. Aber wie du das dargestellt hast, du hast dich hingestellt und funktioniert wie eine Maschine.

Gerd R.: Ich würde da jetzt sagen, dass ich mit Sicherheit da nicht an meine Frau als Frau jetzt gedacht habe dabei.

Ralf B.: Sag halt, an was du gedacht hast.

Gerd R.: Lass mich halt jetzt ausreden. Dass, dass ich gedacht habe, so es klappt, du bist doch wer, ad eins, zweitens, die schauen zu dir auf, drittens, die sind neugierig, du kannst denen was zeigen und ich steh über euch, also ich bin jetzt euer +

Ralf B.: + Das hast du aber bis jetzt noch nicht gesagt

Die Zweifel richten sich auch

#### GEGEN INANSPRUCHNAHME VON MOTIVEN

(P 11, Z: 162-175)

Willi W.: Wie alt war damals die Maike\* dann?

Matthias R.: Zwölf.

Willi W.: Zwölf. Und wie hat sie, - wie, wie, wie ist sie denn, wie steht sie zu der Sache oder wie ist sie damals zu der Sache gestanden, wie, wie es also, - wie es stattgefunden hatte, fand sie es schlecht?

Manche Zweifel lassen auch klar erkennen, dass die Zuhörer die tendenziöse Darstellung der Erzähler klar identifizieren; ihre Zweifel richten sich

#### GEGEN DIE ABWEHR DES ERZÄHLENDEN SELBST.

(P 5, Z: 496-498)

Ther. A.: Warum lachen sie jetzt, Herr Jörg S.?

Jörg S.: Des hat er sich eingeredet, des hat er sich als Schutz, das hast du dir als Schutz genommen.

Ein Erzähler kommt damit mehr und mehr unter Druck und Beweisnot, muß zu Hilfskonstruktionen Zuflucht nehmen und wird am Ende doch gleichsam gestellt. Die Sprecher haben immer vielerlei Balancierungsleistungen zu erbringen und müssen u.a. Rücksichten nehmen, etwa auf die Alltagssituation im „Knast“. Nach einigen Schilderungen solcher Tatnarrative werden die Sprecher durch die Inversion des Schuldgefühls, die ihnen aus der Resonanz der Zuhörer mehr und mehr entgegenschallt, gleichsam auf den Pfad der Authentizität gezwungen. Ein Sprecher, der eben seine Tat geschildert hatte, erhält die folgende Kommentierung:

(P12, Z: 488-498)

Ronny T.: Ich find's auch gut, daß Du so offen bist. Ich wünsch Dir auch, daß es Dir was hilft. Dann hab ich gleichzeitig 'ne Wut im Bauch, bin neidisch, was Du alles gehabt hast und was Du alles auf's Spiel gesetzt hast. Dann sehe ich die Bilder, wo ich vernascht, oder vergewaltigt oder miß-, psychisch oder körperlich mißbraucht worden bin. Und da kommt dann eine leichte Wut hoch, aber ich tu Dich nicht als Mensch verurteilen deswegen, weil ich ja weiß, daß Dir, daß das Dinge sind, die Dir auch noch da sind, /// (stark genuschelt und mit Dialekt) wo dann schlecht ist, oder wo dann 'ne Störung da ist, schlecht hast Du das früher empfunden und als negativ, weil ich ja das auch als / bezeichne oder nicht in Ordnung ///. Was ich mir wünsch, was mir schwer fällt, aus eigener Erfahrung, daß du einen Weg findest. Ist ok, alles klar.

In der Auseinandersetzung mit fremder Schuld wächst die Empathie für die Folgen der eigenen. Das letzte „Ist ok, alles klar“ läßt erkennen, wie sehr der

Sprecher seine Verletztheit aus einer neu erworbenen Empathie für die Opfer mit der Notwendigkeit zur gruppeninternen „Diplomatie“ balancieren muß.

Ist der radikale soziale Konstruktivismus erst einmal in Angriff genommen, kann die Empathie sehr weit gehen.

Die Gruppe beginnt die Möglichkeit zu sondieren, dass der sexuelle Missbrauch nicht erst durch die Tat selbst bestimmt ist, sondern bereits aus einer besonderen Einstellung zu dem Mädchen erwächst, die schon vor der Tat gepflegt wurde.

(Matthias R.-1: Z 301f)

Dieter F.: Matthias, Du hast - gesagt, Du hast - das Mädchen, die Ältere, - mit der hast Du sprechen können,

Matthias R.: Mhm

Dieter F.: Mit der hast Du Dich über alles unterhalten können, - Du hast also nicht als Kind eigentlich angeschaut?-

Dieter F. übernimmt deutlich die Perspektive von Matthias R. und artikuliert, was dieser nicht sagen möchte: wie er das Mädchen „angeschaut“ habe. Diese Wendung wird mehrfach repetiert.

Matthias R.: Nicht mehr, (lacht halb) na.

Dieter F.: Schon vorher, - oder wie, - Du hast auch erzählt, Du hast sie schon vorher nicht mehr als Kind angeschaut hast, - sondern, weil Du hast ja erzählt, Du hast schon - vorher schon mit ihr über alles reden hast können, sondern.

Dieses „Sondern“ ist eine unorganische Schließung seiner Bemerkung mit affektbewältigender Wirkung, auf die der Therapeut diesmal reagiert.

Therapeut K.: Sondern, was wollen Sie damit sagen?

Dieter F.: Sondern, (öffnet Arme) - eben als was hast Du es dann angeschaut? Nicht als Partnerin, - oder als Ersatz, - oder als Geliebte, - oder als Objekt - für - Deine, äh, es spielt jetzt ja gar keine Rolle, es muss ja nicht im sexuellen Bereich jetzt gewesen sein.

Matthias R.: Ich - meine ja so wenn ich - Probleme auf der Arbeit gehabt habe, und, - und sagen wir mal mit den Leuten und so, und, - äh, mit dem Tabakanbau hat es nicht hingehauen, und um das Gemüse und alles kümmern, ja und abends – und überlegt, wie machst Du das und hast das aufgeschrieben und das, und das, ne, - ist sie gekommen, hat schon gesagt, was hast Du denn für Probleme - in der Arbeit, habe ich erzählt, (ausholende Geste), die schieß Weiber da, die wieder verkehrt gemacht haben heute alles, ne, und das und das, - das konnte ich schon machen, aber das da, - was anderes habe ich dabei nicht gedacht.

Dieter F. (gestikuliert): Nein, nein, da war sie, da war sie ja noch zwei Jahre jünger, wenn man es jetzt so nimmt=

Matthias R.: [Ja

Dieter F.: -da ist sie, da hast Du mit ihr aber schon mit ihr über Sachen geredet, die eigentlich, über die man eigentlich mit einem Kind nicht redet, sondern eigentlich eher mit seiner +

Matthias R.: + Lebenspartnerin

Dieter F.: + Mit seiner Lebenspartnerin, ne.

Matthias R.: Weil - ich muss so sagen, ich habe sie viel auf der Arbeit mit dabei gehabt, wenn sie frei gehabt hat, einen Nachmittag, nach K-Stadt\*, - da ist sie mit dem Fahrrad hingefahren, ne.

Dieter F.: Ja, Du hast sie - also schon mehr, /// das würde ich gerne wissen, also sie mehr als Lebenspartnerin schon gehabt als eigentlich die Mutter, - wenn das jetzt?

Matthias R.: Wenn man es so nimmt, ja, - ja. ---

Damit ist eine fulminant neue Idee angenommen worden: dass der Blick des Täters schon weit vor der Tat den Beginn des Missbrauchs darstellt; die Gruppenteilnehmer sprechen davon, *als* was sie die Kinder *gesehen* haben. Diesem *Sehen* kommt somit eine mächtige Bedeutung zu; es *macht* aus einer kindlichen Person eine Partnerin, eine Lebenspartnerin, eine Geliebte. Wenn dieses Sehen nicht mehr einfach vollzogen werden muss, sondern in den thematischen Fokus der konversationellen Aufmerksamkeit geraten kann, dann wird eine weitere Dimension der Empathie möglich. Der Täter kann sich in seine machtvollen und zugleich so irrigen Beziehungskonstruktionen einzufühlen und zu ahnen beginnen, wie sehr *sein* Bedürfnis nach einer bestimmten Art der Beziehung das Objekt seines Begehrens manipuliert hatte.

Wir meinen, dass diejenigen Gruppenteilnehmer, die diesen vierten Schritt wagen, sich also nach einer windungsreichen Abwehrleistung zu ihrer Schuld bekennen, dann in eine therapeutisch nicht leicht zu bearbeitende suizidale Krise geraten als fünfte Phase des hier beschriebenen Prozesses.

(Matthias R.-1: Z 1145f)

Willi W.: Ja, ich habe das auch - sehr gut gefunden, dass Dich da, - dass Du es da erzählt hast, und für mich ist es halt immer wieder eine Sache, - äh, des Selbstbewusstseins, Du gehst halt - oder wir gehen, - wir haben - immer den, den leichteren Weg gesucht, - sich, äh, - mit ja, - wie soll ich sagen, also, ah, - sich nicht konsequent mit den anstehenden - Dingen auseinandergesetzt, so fühle



ich das - irgendwie, sondern --- den - Weg des leichteren Widerstandes einfach gegangen, - äh, und was ich da jetzt noch raus gehört habe (hebt Arme und lässt sie fallen) jetzt ganz am Schluss, --- was mir leider fehlt, - die Sorge um - , um, um das Opfer und die Opfer, - äh, - und dass es ihnen doch gut geht, - und - und das ist natürlich, - äh, bestimmt auch ein Teil dessen, wo man sich dann schuldig fühlt, - um hier etwas - an sich zu tun.

Willi W. verknüpft drei entscheidende Momente miteinander: Selbstbewusstsein, Sorge und Schuld. Nur wo Sorge für und um Andere empfunden werden kann, kann auch Schuld subjektiv ermessen werden. Das Moment der affektiven Teilhabe und eine moralische Kategorie werden in dieser kurzen Bemerkung hellichtig in Bezug zueinander gesetzt. Stellt man die letzten Worte einmal um und hört sie mit leicht veränderter Betonung, kann man die Gefahr des Sich-Etwas-Antuns noch einmal heraushören. Sie stellt sich in der Tat dann ein, wenn die affektive Verbundenheit in der Sorge um die Missbrauchten aufleuchten lässt, wie sehr sie von Vernachlässigung der Sorgfaltspflicht geprägt war, wie sehr geringes Selbstbewusstsein die Durchsetzung der eigenen Bedürfnisse gegenüber denen erzwungen hat, die hätten umsorgt sein müssen. Mit dem Hinweis auf das Selbstbewusstsein wird hier die Vermutung geäußert, dass der manifest sexuelle Missbrauch seine Wurzeln in einem Selbstbewusstsein so geringen Ausmaßes hat, dass es sich nur ein Kind aussuchen kann, das dazu noch getäuscht werden muss, um zu geben, was man sonst nur von Erwachsenen bekommt. Ein Selbstbewusstsein, das zur Sorge und zur Schuld fähig werden kann, ist damit als implizites therapeutisches Ziel angesprochen. Wird diese Phase durchgestanden, steigt u. E. die Wahrscheinlichkeit einer besseren Entlassungsprognose.

## GENDER-HIERARCHIEN

*Konstruktionen und deren Auflösung – so könnte man eine Generallinie in dieser Gruppentherapie bezeichnen und ich möchte nun auf die Genderkonstruktionen zu sprechen kommen.* Zunächst ein Beispiel für die konversationelle Konstruktion einer Gender-Hierarchie. Gruppenteilnehmer haben natürlich keine expliziten Modelle

ausformuliert. Sie sprechen vielmehr so, *als ob* sie auf solche Modelle Bezug nähmen und sie verständigen sich mit kleinen Sprachpartikeln, indem sie sich wechselseitig anzeigen, auf das gleiche Modell Bezug zu nehmen. Es gibt beispielsweise ein heterosexuelles und für bestimmte Milieus charakteristisches Modell der „Richtigen Männlichkeit“, das mit Worten wie Härte, Stärke, Diszipliniiertheit und Unempfindlichkeit gegenüber Schwäche und weichen Gefühlen oft beschrieben wurde. Die dazugehörigen entwertenden Bezeichnungen lauten etwa Schwächling, Schlappschwanz, Muttersöhnchen, Waschlappen, Hosenscheißer oder Memme. Damit wird eine Hierarchie etabliert, derzufolge abweichende Formen wie etwa Homosexualität weit unterhalb von Selbstbefriedigung rangiert, diese aber über dem Missbrauch von kleinen Mädchen und diese noch über dem Missbrauch von kleinen Jungen. Diese Hierarchie ist etabliert von Prinzipien wie der konstruierten Höherrangigkeit des Mannes vor der Frau, ohne die ein richtiger Mann aber nicht auskommt, oder von der Abwertung rückwärtiger Körperseiten.

Der Wert heterosexueller Orientierung liegt somit weniger in der Übereinstimmung mit irgendeiner Normalität als vielmehr in der Einnahme eines Platzes an der Hierarchie-Spitze. Es geht weniger um Sexualität als um hierarchische Ordnung. Eine solche Hierarchie muß sprechend *indiziert* und vom nächsten Sprecher *ratifiziert* werden, damit beide wissen, wovon sie da gerade sprechen. Allerdings gibt es Abschnitte, in denen die Teilnehmer klar erkennen lassen, dass sie um die Bedeutung der Hierarchie wissen:

(Thomas W.-1: Z 644f)

Bernd B.: Ich denk aber, der hat recht, der Mann, der, der hat aufgepaßt, der Mann (deutet auf Ronny T). Und wir haben unsere Sache zu tragen, wir haben nicht die Kinder, was Du, hast Du und dann brauchst des nicht dem draufdrücke, verstehst, er ist nicht der Kinderficker, des sind wir, ja, er hat nichts, er hat aufgepaßt, dass keine Kinder dabei waren, das sollte schon anders bewertet werden. Ich denk' da sollte schon 'n bißchen Ordnung herrschen in so'ne Sachen.

Ronny T.: Das hab' ich aber auch nicht gesagt, dass jemand der Kinderficker ist +

Bruno A.: + Das hat er gesagt

Therapeut K.: Bernd B., sind Sie kein Kinderficker?

Kurt M. /// (gemurmelt), aber kein Kinderficker

Frank B.: Ich find, das ist nicht gut, wenn wir jetzt anfangen, hier Abstufungen hinzukriegen.

Was Frank B. als „Abstufungen“ bezeichnet, dokumentiert das implizite Wissen der Gruppenteilnehmer um das hierarchische Modell; es „nicht gut“ zu finden, solche Abstufungen „hinzukriegen“ ist der Versuch, die Eskalation zu meiden, die im Raum ist, wenn das böse Wort „Kinderficker“ gefallen ist, auch in einer hart konfrontierenden Nachfrage des Therapeuten. In einem solchen Modell wirken verschiedene Dimensionen zusammen; Hetero- und Homosexualität, Macht- und Besitzaspekte, moralische Wertungen des Inzestuösen und schließlich emotionale Effekte wie die Ängstigung derjenigen, die „unten“ sind.

Diese Hierarchisierungen lassen sich als Idealisierte Kognitive Modelle (IKM) auffassen. Die Teilnehmer könnten das Modell nicht *formulieren*, aber sie sprechen, *als ob* sie genau von diesem Modell wüssten und es praktisch bei ihren jeweiligen Gesprächspartnern voraussetzen.

Thomas W. hatte von seinen Verführungen kleiner Jungen, die ihm beim Sportunterricht anvertraut waren, berichtet. Darauf erfolgt hier die Nachfrage von Bernd B.:

(12: 390-397)

Bernd B.: Ja, Du, ah, Dings, äh, Thomas W\*, mich wundert, äh, bist schwul?

Thomas W.: Bitte?

Bernd B.: Bist schwul?

Thomas W.: Nein, ich bin nicht schwul. Ich hab zum Beispiel, das habe ich vergessen zu sagen. Ich könnte mit einem 18- oder 19jährigen +

Bernd B.: + Kannste nichts anfangen?

Thomas W.: Kann ich nichts anfangen. Ich hab ein Interesse gehabt, zwischen vielleicht so Buben so 11, 12 bis so 16, 17 Jahre und dann war's bei mir Ende.

Aus der Geschichte von Thomas W. wird verständlich, dass er mit Jungen Verkehr aus sexueller Not suchte, weil ihm Frauen zu fremd waren und ängstigten. Die Nachfrage selbst ist also bereits motiviert und sucht nach der Platzierung von Thomas W. in der Hierarchie. Die Frage enthält einen Informationsteil, als ob man jemand fragte, ob er verheiratet ist. Der andere Teil ist ein konversationelles „soft environment“, eine sanfte konversationelle Umwelt aus „Äh“ und „Dings“ und dem kleinen „mich wundert’s“. Eben dieses kleine Partikelchen läßt den Hörer schon ahnen, wie er in der Hierarchie platziert würde, würde er auf den Informationsteil der Frage mit „ja“ antworten. Deshalb ein fragendes „Bitte?“, was zunächst Zeit gewährt. Dann reformuliert Bernd B. den Informationsteil der Frage ohne konversationelles „soft environment“ und da klingt es hart: „Bist schwul?“. Jetzt kann Thomas W. mit einem klaren „Nein“ antworten und muß sogleich eine Erklärung anfügen dafür, dass dieser Eindruck überhaupt entstehen konnte. Thomas W. entschuldigt gleichsam die Impertinenz der Frage von Bernd B. und teilt mit, dass er „vergessen“ habe, etwas zu sagen. Das ist weniger Fehlleistung als konversationeller Rückzug. Mit einem „overlap“ übernimmt Bernd B. dann die Schließung des Satzes von Thomas W., indem er ratifiziert, Thomas W. könne mit Jungen „nichts anfangen“ und zugleich teilt er damit mit, dass er den Rückzug von Thomas W. bemerkt und akzeptiert hat. Das wird erneut reformuliert, direkt wiederholt und dann die Erklärung fortgesetzt.

Beide nehmen auf ein Modell der Gender-Hierarchie Bezug. Beide teilen es sofort und tragen *innerhalb* des hierarchischen Modells ihre Differenz über die Platzierung aus. Thomas W. platziert sich in der Hierarchie sexueller Praktiken nicht „unten“, nicht bei den Schwulen. Vielfach sind die Äußerungen davon motiviert, in der Genderhierarchie nicht noch weiter nach unten abzurutschen. Den Homosexuellen folgen auf der Abwärtsleiter die „Kindesmissbraucher“ und

dann diejenigen Täter, die sich inzestuös an eigenen Töchtern, schlimmer noch an ihren eigenen Söhnen vergriffen haben. In einem solchen Modell wirken verschiedene Dimensionen zusammen; Hetero- und Homosexualität, Macht- und Besitzaspekte, moralische Wertungen des Inzestuösen und schließlich emotionale Effekte wie die Bedrohung derjenigen, die „unten“ sind. In Konversationsanalyse und kognitiver Linguistik spricht man hier von Idealisierten Kognitiven Modellen. Es wird nicht deshalb als „idealisiert“ bezeichnet, weil es „ideal“ wäre, sondern weil es gewissermaßen nur idealtypisch formuliert werden kann. Und auch wenn es „kognitiv“ heißt, schließt es emotionales Erleben mit ein, ja es zeigt sich sogar, dass das emotionale Erleben unbewußt von solchen Modellen bestimmt ist. Hier gilt „mind over mood“, nicht umgekehrt! Emotionen wie Angst oder Schuld entwickeln sich in sozialer Konversationspraxis. Wie diese Angst induziert wird, kann man dem genauen Wortlaut der Frage von Bernd B. an Thomas W. entnehmen: „Ja, Du, ah, Dings, äh, Thomas W\*, mich wundert, äh, bist schwul?“ Das Fragment „ah, Dings, äh“ wertet vorweg das Schwulsein ab und diese Wertigkeit wird durch das „mich wunderts“ intensiviert; Bernd B. baut schon vorab seine Stellungnahme ein, die er zu einem Schwulsein abgeben würde. Zwei Worte genügen, um einen so komplexen kognitiven und sozialen Hintergrund anklingen zu lassen.

#### MIND-READING IN ACTION

Bezugnahmen auf unbewußte kognitive Modelle der Gender-Konstruktion finden sich in vielfachen Beispielen. Ob diese Konstruktionen der Abstützung und Absicherung eigener Selbstentwürfe dienen und ob sie plausibel sind, zeigt sich häufig an der Authentifizierung der Gruppenteilnehmer. Eine erfolgreiche Strategie der Authentifizierung könnte man als mindreading beschreiben. Die am

Gespräch beteiligten Männer teilen die Idealisierte Gender-Konfigurationen so geläufig, sie sind so sehr darauf eingestellt, dass von hier aus ein besonderes konversationelles Format möglich wird. Sie müssen keine individualisierten, selbst erlebten Details aus den Erfahrungen mit Frauen erzählen; es genügt vielmehr eine Anspielung pars-pro-toto und schon ist die verständigungssichernde Anschlussfähigkeit der Konversation erreicht. Deutlich befinden sie sich in einem gemeinsamen „Film“, obwohl sie den nie zusammen gesehen haben. In dem nun folgenden Abschnitt ist es Gerd R., der von Streitereien mit seiner damaligen Ehefrau um Geld und Macht erzählt:

Gerd R.: Ja, das war ja, das war ja dann mit dem Geld oder wie lang, mit dem Finanziellen nicht mehr ganz so +

Thomas W.: Und auch später, am Anfang, ja.

Hier geht die Verständigung mit raschen Anschlüssen so weit, dass der eine schon erraten und aussprechen kann, welche konkreten Erfahrungsszenarien dem anderen begegnet sein könnten. Dies Erraten und Aussprechen ist so rudimentär, dass es sich fremden Zuhörern zunächst nicht erschließt. Für die Teilnehmer selbst scheint jedoch kein Verständigungsproblem vorzuliegen, sie wissen, in welchem Film sie sich befinden. Die Kontinuierung wird durch weitere „auch“-Partikel indiziert.

Gerd R.: Auch, auch später hat sich das dann wieder, hat sich's verflüchtigt, weil meine Frau ist kein Büromensch und hat gesagt: du hast es gelernt, in Anführungszeichen natürlich von ihr aus und hat sich wesentlich schon noch darum gekümmert, aber das dann wieder dann verlassen, aber, aber da ging es dann auch irgendwo, wo man gesagt hat: Mensch, sie hinterher auch gesagt hat, da hätte ich wieder einsteigen müssen da, mit, mit, mit, in einer geldlichen Sache. Da ist halt privat was gekauft worden, wo schon von ihr gedacht worden ist und da habe ich gedacht: wenn die sich leisten kann und ich auch zugesagt habe, obwohl es nicht so ist, kaufen wir auch mal was, ///.

Jörg S.: Da kommt man zu was.

Thomas W.: Ja, das ist so, von mir aus wieder, ich war der Herr im Haus normalerweise ist das so geschehen, was ich gekriegt habe. Ich habe das halt dann so gelenkt, so Kleinigkeiten, du kannst nicht immer dominieren, du kannst nicht immer anschaffen, du musst auf deine Frau, ich war vielleicht auch raffiniert, auch das Gefühl geben, dass sie auch einmal irgendetwas +

Gerd R.: Sagen darf.

Wir verstehen jetzt, wie diese Männer sich über ihre Ehe-Erfahrungen verständigen. Einer Frau muß man, so die finale Conclusio, „auch das Gefühl geben, dass sie auch einmal irgendetwas sagen darf“ – und an dieser Stelle können beide unisono sprechen. Deshalb hier wieder der „overlap“. Gerd R. klinkt sich präzise mit der Beisteuerung von Erfahrungsszenarien ein. Thomas W. ratifiziert durch Wiederholung der letzten beiden Worte von Gerd R:

Thomas W.: Sagen darf und auch bestimmen darf und das waren das, die Kleinigkeiten. Z.B. bei ihr +

Ther. E.: Wo sollen wir hingehen?

Selbst der Therapeut kann sich dem von der IGK ausgehenden verlockenden Partizipationsangebot nicht entziehen; auch er steuert mit einem „overlap“ Erfahrungsszenarien bei. Man muß den Frauen ab und an das Gefühl geben, dass sie auch etwas bestimmen dürfen, bei „Kleinigkeiten“ wie etwa „Wo sollen wir hingehen“. Es entsteht durch die Reihung dieser Overlaps der Eindruck, als sprächen mehrere Männer hier – aber mit einem Mund. Die Aufforderung zur Beisteuerung seines Erfahrungsfragments („Wo sollen wir hingehen?“) war dem Therapeuten durch das „zum Beispiel“ zugespielt worden - und nun liefert er das Beispiel. Solche Erfahrungsszenarien müssen natürlich nicht in aller Fülle ausformuliert werden; hier gilt eine konversationelle Sparsamkeitsregel: wenige Worte genügen und jeder weiß vor dem Hintergrund der IGK, wovon die Rede ist. Wir beobachten ein „mind reading in action“. Thomas W. ratifiziert erneut durch Wiederholung der Äußerung des Therapeuten:

Thomas W.: Wo sollen wir hingehen? Das waren die Kleinigkeiten, wo du gesagt hast, deine Frau, die lassen wir bestimmen, aber wenn es ums Große, ums Große, Geld, Geld oder was, dann lass ich mich nicht, lass ich mich nicht von meinem Postamentla runter holen und da bin ich der Herr im Haus. So habe ich das verstanden.

Gerd R.: So in etwa war es also auch schon.

In der Beziehung zu Frauen gibt es also „Kleinigkeiten“, wo man sie bestimmen lassen kann; aber wenn es ums „Große“ geht, muß man „Herr im Haus“ bleiben. Die replizierende Wendung „So in etwa“ bestätigt, dass es nicht auf *genaue* Schilderungen von individuell Erlebtem ankommt, es genügt das Typische. Der Sparsamkeitsregel folgend genügen pars-pro-toto-Wendungen, die indexikalisch auf das Modell der Gender-Konfiguration anspielen und es bestätigen.

Ich habe nun über die konversationelle Konstruktion von vertikalen Gender-Hierarchien gesprochen und über die dichte konversationelle Partizipation der Teilnehmer an einer Konstruktion von Männlichkeit gegenüber der Weiblichkeit; so dicht, dass es schien, als würden sie inklusive des Therapeuten wie aus einem Munde sprechen.

#### HORIZONTALER GENDER-KONSTRUKTIONEN

Neben dieser horizontalen Dimension der Männer untereinander gibt es eine horizontale Dimension zu den Frauen. Sie bestimmen das Verhältnis zu den Sexualpartnern, meist Frauen. Formen beschädigter Männlichkeit korrespondieren mit spezifischen Weiblichkeitskonstrukten. Sie lauten in unserem Material:

Der verständnisvolle Mann, Retter der Frauen

Der selbstbezogene, sexuell aggressive Mann

Der impotente Mann

Der verführte, unschuldige Mann

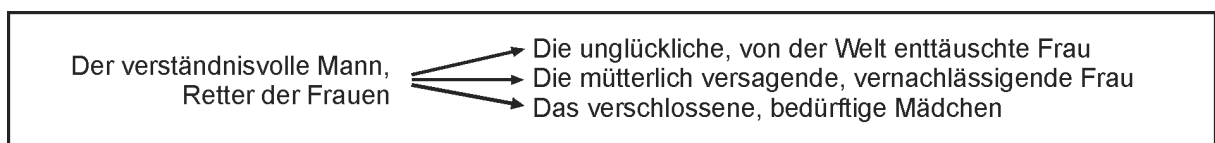
Der ausgelieferte, beschämte Mann



Ich stelle hier wegen der Kürze der Zeit nur die IGK von „Der verständnisvolle Mann, Retter der Frauen“ vor.

#### DER VERSTÄNDNISVOLLE MANN, RETTER DER FRAUEN

Zunächst die verallgemeinerten Zusammenhänge und dann Beispiele.



In der Kindheit einem gewalttätigen und meist alkoholisierten Vater – der die Mutter vergewaltigt und seine Kinder schlägt – ausgeliefert, geraten die Söhne frühzeitig in die Rolle des Retters: Sie müssen die Mütter und sich selbst vor dem trinkenden und tobenden Vater schützen, da die Mütter ihrerseits nicht in der Lage sind, ihre Kinder vor der Gewalttätigkeit des Mannes in Sicherheit zu bringen.

(2: 696-700)

Peter P.: Meine Mutter wurde genau so oft geschlagen wie ich und [...] ich glaube also auch dass sie in ihr- ihrer Ehe vergewaltigt worden ist.

Zu einer solchen Erfahrung gehört die drängende Frage, ob jemand seiner Mutter zu Hilfe gekommen ist, wenn er von ihrer Vergewaltigung erfahren hat. Die besondere Frage ist, ob ein Sohn helfen könnte, der gegen seinen Vater auftreten müsste. Diese David-und-Goliath-Konstellation ist nicht nur von physischen Kräfteverhältnissen bestimmt, sondern auch von einem normativen Konflikt zweier Grund-Sätze.

- Man soll Vater und Mutter ehren (4. Gebot) und

- man soll die Schwachen schützen.

Beide konfligierenden Grundsätze stellen den Sohn vor kaum lösbare Dilemmata, weil er gegen den einen oder gegen den anderen Grundsatz unvermeidlich verstoßen muß. Welche Entscheidung er auch trifft, er kann es nur falsch machen und in der einen oder anderen Weise schuldig dabei werden. Entweder er ehrt den Vater nicht oder aber er schützt die Schwache nicht. Klar, dass es u.U. dazu kommen kann, den Vater nicht anders als durch Gewalt, die tödlich enden kann, an seinem Tun zu hindern. Schuldgefühl und Stigma, ein Vätermörder zu sein, hätten biblische Ausmaße. Die Zerstörung der Selbstachtung, es nicht wenigstens versucht zu haben, ebenso. Und allein schon so etwas gedacht zu haben, kann bei manchen Menschen zu archaischen Selbstvorwürfen führen. Eine *reflexive* Lösung bietet hier an, die Wertigkeit der Grundsätze selbst durch eine übergeordnete Denkleistung zu gewichten. Dann kann jemand auf den Gedanken kommen, dass Väter sich auch so zu verhalten haben, dass sie geehrt werden können. Tun sie das nicht, entfällt die Verpflichtung gegenüber dem 4. Gebot. So könnte der Konflikt entschieden, die schändliche Wahl zwischen Stigmatisierung oder Zerstörung des Selbstgefühls durch eine übergeordnete reflexive Abwägung abgefangen werden.

Die Gruppenmitglieder aber sondieren in ihren Nachfragen allein die Hierarchieverhältnisse mit dem Ziel herauszufinden, ob einer den männlichen Mut besessen habe, gegen den Vater anzutreten. Die Verlockung, zu einem Helden, der gegen den Vater anzutreten wagt, in den Augen der Zuhörer zu avancieren und zugleich zu einem Retter der Frauen, insbesondere schon der Mutter, ist groß – und diese Verlockung ist der Antipode der reflexiven Lösung. Dieser Verlockung eignet eine ungemein zwingende, beinahe archetypische Logik. Es ist, als ob eine solche Lage eine und nur eine modellartige Lösung zuließe, die sich in das Selbstbild des Helden und Retters eingraviert.

Matthias R. positioniert sich wie Peter P. als früher *Retter der Frauen*, indem er sich zwischen seine Mutter und seinen gewalttätigen Vater stellte.

(11: 517-541)

Paul H. (Beine überkreuzt, Hände umfassen Knie): Wir haben vorhin von Nähe – und Distanz gesprochen [...] konntest Du Deinem Vater Grenzen zeigen, (zeigt auf Boden) noch einmal schlägst Du meine Mutter, und dann ist was los, wie war das bei Dir?

Matthias R.: Das habe ich mit dreizehn Jahren gezeigt.

Diese Antwort geht mit der Altersangabe über die Frage weit hinaus und das ist bemerkenswert, weil Matthias R. sofort die David-und-Goliath-Konstellation ratifiziert. Beide bewegen sich konversationell im gleichen kognitiven Modell, in der gleichen imaginierten Bildvorlage, wie der weitere Verlauf zeigt:

Paul H.: Hast Du ihm? --- Konntest Du ihm?

Matthias R.: Nein, ich war nicht immer zu Hause. –

(Paul H.: Ja.)

Matthias R.: Nein, und ich habe ihm das angedroht, - wenn die Mama wieder etwas erzählt, und da bis Du dran, ne

Paul H.: Und auf ///, oder wie?

Diese Nachfrage nach dem „Wie“, „und auf (welche Weise?)“ ist wiederum interessant. Sie dirigiert, dem Modell folgend, die Antwort in Richtung auf den persönlichen Mut. Matthias R. weicht in seiner Antwort zunächst aus und erklärt:

Matthias R.: Und mei, äh, - im Nachhinein - später hat meine Mutter das schon erzählt, dass da schon mehr - vorgefallen ist, ne?

Paul H.: Hat er die Mutter geschlagen?

Matthias R.: Das ist mit dem Flaschenhals gegangen, oder dem Messer oder sonst

Paul H.: Hast Du dann, - hast Dich wieder schützend vor Deine Mutter gestellt, oder wie ist das abgelaufen? - Du gehst ja davon aus, ob /// wenn Du heimkommst, dass Du was dagegen hast, hast Du gesagt, ne.

Wieder sucht Paul H. die Antwort auf die Frage nach dem „Wie?“ – wie hat das einer gemacht? Nur mit Worten? Blieb es bei Androhungen? Oder kam es zur Tat? Man spürt die gespannte Aufmerksamkeit, ja Neugier an dieser wiederholt gestellten Frage – und merkt daran, welche Antwort er erwartet. Und was droht, wenn man sich anders verhalten hat.

Matthias R.: Ja, ich - bin mal unverhofft nach Hause gekommen, - und meine Mutter - die hatte lange Haare, /// allerdings / jetzt hat sie es kurz, lange Haare, (führt das vor) da hat er sie hinten so gehabt, und hat dann mit dem Flaschenhals drauf gezogen, und ich komme zur Haustüre rein, ne, - ich war im, im Flur drinnen, /// und - da habe ich ihn da - krankenhausreif geschlagen, ne. - Und da habe ich ihm das angedroht gehabt, wenn noch einmal etwas passiert, ich noch mal was höre, dass er dran ist, ne

Matthias R. hat den Kampf gewagt und die Mutter gerettet. Das Frauenbild, geprägt durch eine schwache, und wie bei Peter P. durch eine überforderte, und kaum zur Zuneigung fähige Mutter, stärkt zwar auf der einen Seite die frühe Autonomie, drängt aber auf der anderen Seite die Sehnsucht nach einer fürsorglichen, emotionalen Beziehung in den Hintergrund. Diese Sehnsucht bleibt dennoch virulent. Die Mutter, die sich nicht selbst helfen konnte, kann auch nichts geben; so äußert sich Peter P:

(2:769-778)

Peter P.: Äh meine Mutter konnte mir keine Kraft geben. Meine Mutter war im Endeffekt eine neutrale Person. Eine Person. Äh wir sind keine Familie die Zärtlichkeiten austauscht. Ich war weit erwachsen, weit über 30 Jahre wie ich das erste Mal meine Mutter in den Arm nehmen konnte ohne Probleme. Also da war nichts und es wurde also auch nicht nach Schularbeiten oder irgendwelche // geguckt wenn meine Mutter nach Hause kam war sie knochenmüde. Denn sie war seit faktisch 4 Uhr dann morgens unterwegs äh da war nichts mit Zuhören und da war dann auch nichts mehr mit Konzentration. Da ist also vielleicht mal lobend erwähnt worden dass halt alles aufgeräumt war und sauber war aber äh meine Mutter hat mir keine Kraft geben können.

Die schwache Mutter, die sich nicht selbst helfen konnte, wird hier als „neutrale Person“ geschildert; sie ist „eine Person“ – kein Geschlecht. Ein Bild der Kargheit und der ausfallenden emotionalen Resonanz, der Entbehrung und des Mangels an Fürsorglichkeit wird hier gezeichnet. Nicht er hat Kraft bekommen

können, sondern er hatte seine Kraft beweisen müssen – seine Sehnsucht bindet sich an die, die dieses Bild der bedürftigen Weiblichkeit und der Schwäche repräsentieren. Auch die Mutter des Mädchens, deretwegen es später zum Prozess kommt, entspricht diesem Bild der kargen Mutter, die weder in der Lage ist, Kontakt zu den Kindern aufzubauen, noch diese hinreichend zu schützen. Die Parallelität in der Beschreibung mütterlichen Versagens bei der eigenen wie bei der Mutter des späteren „Opfers“ ist nicht zu übersehen. Denn Peter P. hat Kontakt zu einer Frau durch deren Anzeige aufgenommen, in der sie sich als hilflos ihren beiden verschlossenen Töchtern gegenüber dargestellt habe und für diese eine Art männlichen Bezugspartner suchte. Das hatte ihn in seinem Rettermotiv angesprochen.

Aber emotionale Bedürftigkeit kann bei Frauen wahrgenommen werden, soweit damit das Selbstbild des *verständnisvollen, des „rettenden“ Mannes* korrespondiert. Weil zu dieser Konfiguration gehört, Befriedigung eigener Bedürftigkeit nicht zu erwarten, ist sie gleichzeitig Angelpunkt von Enttäuschung und darauf folgender Entwertung der Frauen.

Peter P. bezeichnet die Mutter von Sandra als eine ihre Kinder vernachlässigende, geschwätzige, „offene“ Frau. Mit Sandras Schwester Ingrid kam es dann später zum Missbrauch. Von der Mutter der beiden Mädchen berichtet er:

(1: 269-272)

Peter P.: Diese Frau hat ohne tief Luft zu holen die ganzen Stunden faktisch Tag und Nacht auf mich eingeredet. Die war also offen, die hatte also auch Probleme noch wegen der Scheidung.

Die Formulierung von ihrer „Offenheit“ ist eine ungewöhnliche, eine „schräge“ Metapher. Sie legt neben der verbalen Offenheit im Sinne des „embodied meaning“ sexuelle Offenheit nahe. Ihr Redefluss könnte als ausströmende

sexuelle Erregung, als sexuelles Angebot von ihm verstanden – und abgewertet worden sein. So verstanden wäre sein Bild dieser Frau von den konzeptuellen Metaphern

(sexuelle oder verbale) OFFENHEIT = SCHWÄCHE/HILFLOSIGKEIT

OFFENHEIT = DER WEIBLICHE KÖRPER

DER WEIBLICHE KÖRPER = SCHWÄCHE

bestimmt; „offene“ Frauen aber reizen ihn nicht sexuell. Er will retten. Erst dann kann er sich als Mann beweisen. Solche Frauen kann man nur „retten“ und hier kommt es zu einer Wendung: Er entwirft ein Bild von Sandra als einem äußerst verschlossenen Mädchen.

(1: 312-320)

Peter P.: ich bin da also nicht wegen der Frau Äh äh äh nach B- Dorf\* gefahren sondern wegen der Ingrid\*. - dass ich also da nach Hause gefahren bin. - - ich bin dann auch mit der Sandra\* also ein bisschen ins Gespräch gekommen und ich weiß ich äh es wäre vielleicht eine Gesprächsbasis entstanden aber: äh allzu viel hab ich halt auch nicht heraus gefunden eben ein bisschen von dem was das Mädels so verschlossen hat äh sich selbst zu verschließen äh auf Grund eben der Scheidungsumstände. – aber die Sandra\* hat also auch nicht mit ihrer Mutter gesprochen absolut und überhaupt nicht. Sie hat jedes, jede Art von Gespräch / abgeblockt.

Die Frau hat ihn nicht interessiert. Anders bei Ingrid, die sich gleichsam in der Mitte zwischen der „offenen“ Mutter und der „verschlossenen“ Sandra befand. Auch dies verschlossene Mädchen muss aufgeschlossen, muß erschlossen werden, will man sich ihr nähern. Sie bietet sich nicht offen an, es bedarf einer besonderen, sensiblen Beziehung. Peter P., der *verständnisvolle Mann*, glaubt, aufgrund seiner eigenen Lebensgeschichte den Schlüssel zu ihr zu besitzen. Ihre Verschlossenheit löst genau jenen Reiz aus, den er bei „offenen“ Frauen vermisst. Dies gelingt deshalb, weil die Beziehungsverhältnisse sich gleichsam *umkehren* können: Seine eigene Verschlossenheit aus unerfüllter Bedürftigkeit kann sich öffnen und als ein Füllhorn der Zärtlichkeit über Ingrid verströmen,

die er in großer Empfindsamkeit photographierte und zu deren Seele er, verborgen unter der „Seelenmaske“, vordringen wollte. Aber unter Berücksichtigung eben dieser Umkehrung der Beziehungskonstellation können wir verstehen, dass er nicht sie, sondern sich suchte.

Ein solches Frauenbild ist einerseits gekennzeichnet von der Enttäuschung über die mütterliche Schwäche, das Versagen der Frauen und andererseits ist es genau diese Schwäche, die Männer dieser IGK anzieht, weil sie dadurch zu Rettern werden können. So findet sich der erwachsene Mann immer wieder in Konstellationen, in denen er die Position des Beschützers als hilflos phantasierter Frauen und Mädchen einnimmt. Das Komplement des *verständnisvollen, rettenden Mannes* ist die bedürftige Frau. In dieser Idealisierten Gender-Konfiguration ist freilich ein Konflikt angelegt: Die narzisstische Bestätigung der „Männlichkeit“ auf der einen Seite frustriert das Bedürfnis nach Geborgenheit auf der anderen Seite. Geborgenheitsbedürftig zu sein verträgt sich nicht mit dem Bild des unabhängigen Retters. Allein die Beziehung zu Kindern scheint diesen Konflikt zu entschärfen, da die Erwartungen an die Erfüllung eigener kindlicher Geborgenheitswünsche dort weniger erregt werden.

Dennoch ist das Selbstbild von diesem Konflikt beschädigt: Es ist fragil, denn die andere Seite der rettenden Ritterlichkeit besteht aus der Identifizierung mit der bedürftigen Seite (den haltlosen, schwachen, hilfsbedürftigen Frauen, den unschuldigen, schutzbedürftigen Mädchen), also einer Empfindung allzu großer Femininität. Peter P. beschreibt, genau auf dieser Linie liegend, lebensgeschichtliche Ereignisse, die als Beleg der unbewussten Identifikation mit dem Weiblichen gesehen werden können: seine ersten sexuellen Kontakte der Verführung durch Männer, die ihn in die weibliche Position drängten, die Desertion aus der Bundeswehr, die wiederholten Suizidversuche oder die aktuelle Situation im Gefängnis, wenn er von Tränen überwältigt wird. Der

Retter der Frauen fühlt sich von schwachen Frauen angezogen und bleibt damit aber gleichzeitig in der Enttäuschung gefangen, da er in der Position des Pseudo-Stärkeren seine eigene Sehnsucht nach Geborgenheit nie stillen kann, daher die Liebe zu Kindern.

Sehen läßt sich hier, wie motiviert in diesem Fall der Missbrauch ist. Man kann es sehen, wenn man Konversations-, Narrations- und Metaphernanalyse zu einem qualitativ Forschungsinstrument verbindet.